

DIE DEUTSCHE HAUPTSTADT IM ZEICHEN DER KALTEN BLOCKADE

„Berlin — ekelhafte Stadt! Kein Mensch glaubt einem etwas!“

Graf Cagliostro im Jahre 1765.

„Berlin gefällt mir und meiner Frau besser, als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben.“

Schiller an Körner im Jahre 1804.

„Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten.“

Goethe zu Eckermann im Jahre 1823.

„Es liegt etwas in der Berliner Luft, das man kaum irgendwo anders in Europa findet.“

Hochkommissar McCloy bei seinem Abschiedsbesuch in Berlin im Jahre 1952.

Als die Sowjetzonenregierung die Unterzeichnung des Generalvertrages zum Anlaß nahm, um die ihr so verhaßte Insel der Freiheit im totalitären Ozean mit neuen Schikanen zu überfluten, dachte sie sich auch eine Maßnahme aus, die einem besonders krassen Verbrechen ,gegen die Menschlichkeit gleichkommt. Sie stellte Tausende und aber: Tausende von Westberlinern, die seit Jahren oder Jahrzehnten auf dem Gebiet der Sowjetzone über einen bescheidenen Grundbesitz in Form von Schrebergärten oder Wochenendhäuschen verfügten, vor die Wahl, entweder auf ihre Freiheit oder auf ihr Eigentum zu verzichten. Entweder sollten sie gänzlich in die Sowjetzone umziehen oder enteignet werden. Da nur die wenigsten die erste Alternative wählten, wurde die Enteignung denn auch mit größter Schnelligkeit und Brutalität durchgeführt. Für viele der Betroffenen ist die Enteignung ihres angestammten Grund und Bodens neben aller persönlichen Bitterkeit auch eine soziale Tragödie. Für Sozialrentner, die häufig mit ihrer Frau nicht mehr als 70 DM im Monat zu verzehren haben, war der Besitz auch des bescheidensten Laubengrundstückes vor den Toren der Stadt eine wichtige Hilfsquelle zur Aufbesserung des Familienetats. Man lebte nicht allein gleichsam autark aus seinem Garten, indem man sich mit den nötigen Kartoffeln, Gemüse und Eiern versorgte, sondern die besonders fleißigen Schrebergärtner erzielten durch die Bewirtschaftang ihres Grundstückes und durch den Verkauf von Obst, Gemüse und anderen landwirtschaftlichen Produkten zu den entsprechenden Jahreszeiten willkommene kleine Nebeneinnahmen. Wer den kargen märkischen Boden, die traditionelle Streusandbüchse des weiland Heiligen Römischen Reiches, aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt, weiß zur Genüge, daß derjenige, der hier ernten will, wahrlich im Schweiß seines Angesichtes sein Brot essen muß.

Als ich kürzlich in Berlin war, konnte ich in einen Brief Einsicht nehmen, den ein von der Enteignungswelle betroffener 72jähriger Sozialrentner an einen großen Berliner Zeitungsverlag gerichtet hat. In diesem Brief heißt es wörtlich: „Auch ich habe ein schönes Obstgrundstück mit Landhaus in ... Ich und meine Frau sind Rentner, wir sind durch die Schikanen schwer getroffen. Da wir unter anderem auch unsere Nähmaschine und unsere Federbetten dort haben, denken wir mit großen Sorgen an den Winter. Es ist uns nicht möglich, uns noch neue Betten anzuschaffen, und darum hätte ich eine große Bitte: Von Beruf Stereo-

typeur, sehr geschickt in vielen anderen Arbeiten, da ich mir mein Landhaus selbst gebaut habe, noch sehr rüstig und gut zu Fuß bin, könnte ich noch irgendwelche Arbeit verrichten und mir durch diesen Verdienst neue Betten zulegen. Vielleicht wäre es möglich, mir zu irgendeiner Beschäftigung zu verhelfen.“ Als ich nach der Lektüre dieses Briefes meinen Gesprächspartner, den Verleger, fragend anblickte, tönte es mir prompt entgegen, als ob er meine Gedanken erraten hätte: „Na klar muß dem Mann irgendwie geholfen werden, damit er wenigstens wieder zu seinen Betten kommt!“

Für den Wissenden brauchte man eigentlich über die augenblickliche innere und äußere Situation Berlins nicht viel mehr zu schreiben, als in diesen beiden Zitaten bereits enthalten ist. Was aber Berlin anbetrifft, sind leider die meisten Einwohner der Bundesrepublik beschämend, ja geradezu entsetzlich unwissend. Man spricht gelegentlich wohlgefällig und anerkennend von jener sagenhaften „Insel der Freiheit“ und meint, damit seien eigentlich alle Probleme schon von selbst gelöst. Man begnügt sich mit der Zuversicht, daß in Berlin, als einem zweifellos wichtigen Ort, der Kampf um die Freiheit mit Entschlossenheit geführt wird. Wer aber denkt wirklich an die Hintergründe dieses Kampfes und an die Motive, die den Widerstandswillen einer in ihrer Masse anonymen Bevölkerung täglich und stündlich erneut speisen? Nun, in dem zitierten Brief und in der Reaktion des Verlegers sind Aufschlüsse genug enthalten. Man bedenke, ein alter Mann, der sich wahrlich durch fleißige Arbeit einen ruhigen Lebensabend verdiente, verliert über Nacht, und zwar nicht einmal durch höhere Gewalt, sondern durch die Repressalien eines von einer fixen Idee behafteten politischen Regimes, den größten Teil seines Hab und Guts. Er bricht deswegen aber nicht etwa in einen uferlosen Jammer aus, er macht nicht Gott und die Welt für seinen Schaden verantwortlich, sondern er konstatiert ganz nüchtern und unsentimental, was ihm von seinem verlorenen Besitztum in seiner dürftigen Stadtwohnung in absehbarer Zeit am meisten fehlen wird: zweifellos die Federbetten. Seine kümmerliche Sozialrente reicht zu einer für seine Verhältnisse so kostspieligen Neuanschaffung natürlich nicht aus. Also braucht er, trotz seines überbiblischen Alters, Arbeit, und sei es auch nur vorübergehend, um den schlimmsten Schaden zu reparieren. Aber auch die Reaktion seines Adressaten ist, wenn man so will, typisch berlinisch: Er kommt gar nicht auf die Idee, den Verfasser des Briefes mit ein paar wohlklingenden, aber zu nichts verpflichtenden Trostworten einfach abzuspeisen. „Na klar muß dem Mann irgendwie geholfen werden.“

Ach nein, der liebe Gott hat die Berliner wahrhaftig nicht von Natur aus mit einer ungewöhnlichen Portion von Heroismus ausgestattet, allein zu dem Zweck, daß sie im zweiten Weltkrieg des zwanzigsten Jahrhunderts ein beispielloses Luftbombsrdement und nach dem Kriege die Besetzung ihrer Stadt durch vier Mächte, die Blockade, die Spaltung und die Abschnürung mit Gelassenheit ertragen sollten! Wer auch nur annähernd etwas Ähnliches vermutet, wie es hier in ironischer Übertreibung formuliert wurde, ist bedenklich auf dem Holzwege, Heroismus in Reinkultur gibt es meist nur auf der Bühne oder mehr noch auf der Filmleinwand, aber im wirklichen Leben werden nur die wenigsten zu Helden geboren, ganz abgesehen davon, daß diese wenigen häufig genug für ihre Mitwelt recht ungenießbar sind. Es sind ganz andere Eigenschaften, die die Berliner seit Jahren zu einer Zähigkeit und zu einem Widerstandsgeist befähigen, für die es in der Geschichte kaum Beispiele gibt. Vor allem muß man ihnen die Selbstverständlichkeit des Reagierens auf ungewöhnliche Situationen zugute halten, und mit der Selbstverständlichkeit auch eine spontane, allen sentimental Phrasen abholde Hilfsbereitschaft. Eine solche Verhaltensweise im Alltag ist allerdings

mir dann möglich, wenn sie von dem breiten Strom eines nie versiegenden Humors getragen wird, der seine Einfälle niemals zu klassischen Formen gerinnen läßt, sondern der sich in dem geschäftigen Brausen des täglichen Lebens immer wieder erneuert.

Die schmerzliche Erfahrung, die der berühmteste Schaumschläger des achtzehnten Jahrhunderts, der legendäre *Graf Cagliostro*, in Berlin machen mußte, daß einem nämlich hier kein Mensch etwas glaube (wenn man eben Schaumschläger ist), hat sich in unserem Jahrhundert an den siegestrunkenen Sowjets und ihren deutschen Steigbügelhaltern wiederholt. Weder das anfängliche Schlagwort von der „antifaschistischen Demokratie“, noch das von der „Einheit Deutschlands“, noch schließlich das vom „Frieden“ haben die Berliner in ihrer überwältigenden Mehrheit den bolschewistischen Machthabern jemals abgekauft. Allerdings brauchte man nicht nur gesunden Menschenverstand, um gegen die totalitäre Versuchung immun zu bleiben, sondern auch jene in unserer Zeit so selten gewordene moralische Qualität, die man gemeinhin als Zivilcourage bezeichnet. Und diese Zivilcourage ist es vielleicht vornehmlich, die die Berliner so eng verbindet. Sie ist in einem Intellektuellenhaushalt Wilmersdorfs genau so beheimatet wie bei dem Arbeiter am Wedding oder bei dem Schrebergärtner in Britz. Sowie ein akuter Anlaß gegeben ist, geht die Berliner Bevölkerung nach draußen, um ihre Zivilcourage in aller Öffentlichkeit zu beweisen. In keiner Stadt Deutschlands ist es je möglich gewesen, in den letzten Jahren derartige Menschenmassen allein durch die Kraft einer Idee und für diese Idee auf die Straße zu bringen wie in Berlin. Die drei Westsektoren haben sich seit den zwei Währungsreformen mit der ungeheuren Last einer annähernd konstanten Zahl von 300 000 Arbeitslosen herumzuschleppen; aber alljährlich am 1. Mai versammeln sich nahe der Sektorengrenze auf dem Platz der Republik vor der Ruine des Reichstagsgebäudes ebenfalls rund 300 000 Menschen, um für die Freiheit und soziale Gerechtigkeit zu demonstrieren.

Vor vier Jahren um diese Zeit dröhnten über unseren Häuptionen unaufhörlich die Motoren der Flugzeuge der Luftbrücke, um Berlin für die Dauer der Blockade wirtschaftlich am Leben zu erhalten, Auf dem Höhepunkt der Blockade, in den dunklen Vorwintertagen des Jahres 1948, wählten die Berliner Westsektoren trotz Trockenkartoffeln, Stromsperrn und kalten Öfen die Freiheit, wie Gesamtberlin am 20. Oktober 1946 noch unter russischer Mitkontrolle die Freiheit gewählt hatte. Das gleiche wiederholte sich im Dezember 1950. Wenn sich Berlin daher heute neuen Schikanen der Sowjetzonenregierung und ihrer Auftraggeber ausgesetzt sieht, dann werden diese Maßnahmen dort nicht mehr von der illusorischen Hoffnung diktiert, man könne Berlin politisch durch Terror, Nadelstiche und Einschüchterungsmaßnahmen aller Art auf die Knie zwingen. Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß man in Moskau oder auch nur in Pankow ernsthaft an die Möglichkeit einer neuen Blockade denkt, nachdem der ersten unter für die Berliner weit ungünstigeren Voraussetzungen ein so klägliches Fiasko beschieden war. Die Hirngespinnste westdeutscher Spießbürger: „Paßt nur auf, es wird nicht mehr lange dauern, und eines Tages wird Berlin durch einen kommunistischen Handstreich überrollt!“ gehören vollends ins Reich der Fabel. Im Falle einer wirklichen Katastrophe würde Berlin im Positiven wie im Negativen das Schicksal der Bundesrepublik teilen, nicht mehr und nicht weniger! Daß die politisch stärker exponierten Persönlichkeiten in Westberlin mehr gefährdet waren als in Westdeutschland, steht auf einem anderen Blatt, aber die entschlossenen Abwehrmaßnahmen gegen das verruchte System des Menschenraubes, zu denen sich der Senat von Berlin nach den jüngsten Provokationen aufgeschwungen hat,

und die er hoffentlich weiter verschärfen wird, dürften auch in dieser Beziehung für ein Gefühl erhöhter Sicherheit sorgen.

Die Hoffnung der totalitären Machthaber zielt auf etwas ganz anderes: Wenn sie seit der Unterzeichnung des Generalvertrages darum bemüht sind, Westberlin hermetisch von der Zone und die Zone hermetisch von Westberlin abzuschneiden, dann wollen sie die tapfere Stadt an Spree und Havel endgültig an ihrem verwundbarsten Punkt angreifen. Den beispiellosen politischen Widerstand gegen die bolschewistischen Überfremdungs- und Gleichschaltungs-Tendenzen vermochte Berlin völlig aus eigener Kraft zu leisten: Weder östliche Sirenengesänge noch östliche Drohungen haben hier auch nur im Geringsten verfangen. Das große Experiment der Luftbrücke während der Blockadezeit wäre sicher niemals zustande gekommen, hätten die Westmächte nicht genau gewußt, daß die Berliner Bevölkerung jeden kommunistischen Vorstoß mit letzter Konsequenz zu parieren bereit war. Seine wirtschaftlichen Probleme aber kann Berlin trotz der Tüchtigkeit und des Einfallsreichtums seiner Einwohner unmöglich aus eigener Kraft lösen. Was die Bundesrepublik in ihrer Gesamtheit in den relativ „ruhigen“ Jahren zwischen 1949 und 1952 für Berlin geleistet hat, war nicht viel mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Wenn die Sowjets daher heute zu einer zwar weniger dramatischen, dafür aber um so handfesteren kalten Blockierung Berlins übergegangen sind, dann spekulieren sie dabei offenbar weniger auf ein Versagen Berlins, als vielmehr auf ein Versagen der Bundesrepublik.

Denn die wirtschaftlichen und sozialen Probleme Berlins müssen vornehmlich und mit weit mehr Nachdruck als bisher von der Bundesrepublik angepackt werden. Die Spekulationen der anderen Seite gründen sich auf die eben leider nicht ganz unwahrscheinliche Vermutung, daß wirtschaftlicher Egoismus und bürokratische Schwerfälligkeit wirksame und vor allem rasche Maßnahmen für den umkämpften Außenposten der freien Welt auch künftig verhindern werden. Nun sind die 300 000 Berliner Arbeitslosen, die zum größten Teil seit mehr als drei Jahren oder sogar länger noch gezwungen sind, die Hände in den Schoß zu legen, wie bereits betont, sicher nicht für den Kommunismus zu gewinnen. Sie können aber in einem allmählichen, schleichenden und unaufhaltsamen Verelendungsprozeß der Sache der Demokratie verloren gehen. Auch auf Berlin hat der Rechtsradikalismus seit längerer Zeit ein wachsames Auge gerichtet; warum es ihm gerade hier bis jetzt nicht gelang, einen erwähnenswerten und ernst zu nehmenden politischen Durchbruch zu erzwingen, wird später noch näher zu untersuchen sein. Aber man braucht in diesem Zusammenhang nicht einmal an den Rechtsradikalismus zu denken. Es genügt, sich die Gefahr jener stumpfen Apathie, die in absehbarer Zeit keine Hoffnung auf eine spürbare Besserung der eigenen sozialen Existenz hegen darf, zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß ein solcher Gemütszustand eines Tages auch in eine Art nihilistische Verzweiflung umschlagen kann. Das Gebiet Westberlin ist flächenmäßig noch immer groß genug, um in seinen Bewohnern nicht die gefährliche Psychose des Eingeschlossenseins zu erzeugen. Die wundersame Gestalt der von vielen in ihren Reizen verkannten, von wenigen Kennern aber desto mehr geliebten märkischen Landschaft tut das ihre dazu, um den Berlinern die Beklommenheit des engen Raumes zu nehmen. Wer etwa des Abends durch die zu neuem Leben erwachenden Boulevards der einstigen und künftigen Weltstadt wandert (es braucht keineswegs nur der vielberühmte und in sentimentalen Chansons besungene Kurfürstendamm zu sein), und wer dann am nächsten Tag das einzigartige Zusammenspiel von Sommer-, Sonne, Wasser und Wind an einem der Havelseen erlebt, wird selbst empfinden, wie sehr die Natur diese Stadt begünstigt, ja, man könnte

fast sagen, wie verblüffend sie der gegenwärtigen abnormen Lage Berlins gewissermaßen vorgebaut hat. Die geplante und hoffentlich bald verwirklichte Verdichtung und Verbilligung des Luftverkehrs von und nach Berlin wird schließlich zur Stärkung des Bewußtseins beitragen, daß die Berliner von der freien Welt nicht nur nicht abgeschnitten sind, sondern daß sie sich dieser Welt ohne die bisherigen Belästigungen und Zollschikanen nähern können. All das ist wichtig, erfreulich und der großen Sache, die in Berlin verteidigt wird, förderlich: Aber es genügt nicht. Wir in der Bundesrepublik dürfen uns nicht einfach mit der tröstlichen Gewißheit abfinden, daß für den Feierabend, den Feiertag und allenfalls für die Reisefreudigkeit des Berliners einigermaßen zulänglich gesorgt wird. In erster Linie kommt es auf seinen Alltag an: Er will ihn nicht, wie das so viele zu tun gezwungen sind, teils auf der Stempelstelle und teils in Grünanlagen verbringen: *Er will arbeiten, arbeiten und noch einmal arbeiten. Dazu sind logischerweise Aufträge, Aufträge und noch einmal Aufträge erforderlich. Der wesentlichste Anteil dieser Aufträge kann aber nur aus der Bundesrepublik kommen.*

Die moralische Verpflichtung zu einer energischen, rettenden Tat würde uns auch dann erwachsen, wenn es sich um einen zufälligen Ort innerhalb Deutschlands handelte, der von einem ebenso zufälligen Schicksal betroffen wäre. Lassen wir für einen Augenblick die Menschen mit ihren sehr besonderen Wesenseigenheiten, die Atmosphäre, das politische Klima aus unseren Betrachtungen beiseite: Auch dann wäre es die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit der so oft als Versammlungssphrase servierten nationalen Solidarität, in einem solchen Falle beweisbar in Aktion zu treten. Aber es ist ja eben kein zufälliger Ort und kein zufälliges Schicksal. Um diese Stadt und um ihren „verwegenen Menschenschlag“ lohnen sich die größten und opfervollsten Taten, wie um keine andere, und es stünde uns wohl an, solches nicht nur über die lächerlichen Ressentiments der Vergangenheit hinweg mit allem Respekt zu bekennen, sondern auch täglich und stündlich danach zu handeln. Vor dem Richterstuhl der Geschichte wird künftig die Haltung Berlins in diesen Jahren und in diesen Tagen einmal gewogen und bestimmt nicht als zu leicht befunden werden, während Westdeutschland in der Entscheidungssituation unserer Zeit wahrhaftig Anlaß hätte, um das Urteil der Nachwelt einigermaßen besorgt zu sein.

Man mißverstehe diese Ausführungen nicht! Wenn man sich heutzutage über Berlin äußert, gerät man leicht, trotz aller guten Vorsätze, in die Versuchung, eine Art Götzendienst zu treiben, weil man von der Woge einer ehrlichen Begeisterung für diese Stadt unwillkürlich und kritiklos hingerissen wird. Halten wir also ein und überprüfen wir die Lage, besonders unter Berücksichtigung der Tatsache, daß man gerade in Berlin jede Form des Götzendienstes am wenigsten schätzt! Menschlich-Allzumenschlich es geschieht natürlich auch hier zur Genüge, und wer die Chance hatte, eine Etappe des schicksalsreichen Berliner Sommers 1952 mitzerleben, muß solche Symptome um der intellektuellen Redlichkeit willen auch feststellen. Die Gemeinschaft der verantwortlichen Männer und Frauen, die sich aus allen staaterhaltenden Parteien zusammengefunden haben, um das Anliegen der deutschen Hauptstadt vor der Welt zu repräsentieren, werden vielfach selbst im Lager ihrer eigenen Gesinnungsfreunde nicht nur mißverstanden, sondern gelegentlich auch in einer unangebrachten und kleinlichen Weise bekrittelt und benörgelt. Gewissen Berliner Publikationsorganen, die sich unter dem Deckmantel der Unabhängigkeit das Schiedsrichteramt über alle Dinge anmaßen, ist die Festungsatmosphäre jahrelanger Isolierung schlecht bekommen. Auch in Berlin gedeiht mancherorts eine Verwaltungsbürokratie, die ihre Auf-

gabe nicht darin sieht, der Bevölkerung das Leben zu erleichtern, sondern es ihr im Gegenteil mit engstirniger und durch nichts begründeter Arroganz zu erschweren. Aber all diese unvermeidlichen Schwächesymptome der Demokratie werden vielleicht nirgendwo schärfer beobachtet und unerbittlicher der öffentlichen Debatte ausgesetzt als in Berlin. Der frische und belebende Lufthauch, der auch in den heißesten Hundstagen dieses Sommers über die märkische Ebene strich, gilt auch im übertragenen Sinne. Die politische Aufgeschlossenheit des vielberufenen Mannes von der Straße war in Berlin von jeher stärker zu konstatieren als anderswo, aber die bitteren Erfahrungen und Erprobungen der letzten Jahre haben seine Aufgeschlossenheit noch erweitert. Der einstige amerikanische Hochkommissar *McCloy* hatte allen Anlaß, das Lob der Berliner Taxichauffeure zu singen. Man braucht sich jedoch keineswegs auf den Taxichauffeur allein zu beschränken: Auch die Hausfrau, der Sozialrentner, selbst die älteren Schulkinder gehören in den gleichen Rahmen. Das lebendige politische Interesse der Bevölkerung und die überraschenden politischen Situationen, vor die sich Berlin immer wieder gestellt sieht, zwingen jeden einzelnen täglich zu neuer Stellungnahme. In einem derartigen Rhythmus fällt es einer ehrgeizigen und aufgeblasenen Scheingröße, von denen es im öffentlichen Leben überall wimmelt, außerordentlich schwer, ihren Platz auf irgendeinem Sockel zu behaupten. Die Handlungen und Unterlassungen der im Vordergrund stehenden Politiker werden in Berlin nicht mit jener weitverbreiteten achselzuckenden Interesselosigkeit quittiert, wie wir das vielfach im Westen gewohnt sind. Wer hier im Vordergrund steht, muß sich durch Eindeutigkeit der Haltung und konkrete Leistungen behaupten. Für echte Größe und wahrhafte Würde, für den eigenartigen und schwer zu definierenden Hauch dessen, was wir mit Goethe respektvoll als „Persönlichkeit“ bezeichnen, haben die Berliner jedoch ein sehr feines und sicheres Empfinden. Trotz ihrer gefürchteten Kodderschmauzigkeit sind sie durchaus in der Lage, Verehrung und Liebe zu zeigen, ja sogar zu kultivieren, wenn nur der Mensch danach ist.

Ein warmer Strom liebevoller Hochachtung drängt sich vor allem dem Manne entgegen, der von seinem Amtssitz im Schöneberger Rathaus unter dem neuerdings in den Abendstunden beleuchteten hohen Turm mit der Freiheitsglocke seit Jahr und Tag die Geschicke der Stadt in festen Händen halt: dem Regierenden Bürgermeister Berlins, *Professor Ernst Reuter*. Sein Name ist nicht nur durch den Zufall einer amtlichen Position, sondern durch die von ihm verkörperte Substanz unzertrennlich mit Berlin verbunden. Er trug die Kunde von den Nöten und von der kämpferischen Entschlossenheit seiner Stadt in alle Welt und gewann ihr durch sein Auftreten auch in aller Welt herzlich und vorbehaltlos verbundene Freunde. In seinem Landesoberhaupt besitzt Berlin den leider noch so seltenen Typ eines demokratischen Souveräns, wie er vielleicht am ehesten noch, durch lange Traditionen gebildet und erzogen, in den angelsächsischen Ländern anzutreffen ist. Wo er in der großen Öffentlichkeit auftritt, spricht er die Sprache des wachen und tatbereiten Berliner Volkes, nicht aus betonter Hemdärmlichkeit, sondern weil sie ihm als Repräsentanten dieses Volkes unmittelbar von Herzen geht. Diejenigen, die ihn näher kennen, wissen darüber hinaus etwas von der großen geistigen Spannweite Ernst Reuters, der im privaten Gespräch ebenso gern Verse rezitiert, besonders Verse antiken Ursprungs, die dem alten Humanisten lebendig geblieben sind. Ein Zusammentreffen mit dem Regierenden Bürgermeister Berlins vermittelt dem BesucheT immer wieder den beglückenden Eindruck, daß es auch in der heutigen hohen Politik Persönlichkeiten gibt, die ihr Menschliches nicht zur bloßen Funktion entarten lassen, sondern die ihre jeweilige Funktion ihrem unverlierbaren Menschentum anpassen. Wäre Ernst

Reuter durch irgendeinen unglückseligen Zufall morgen nicht mehr Regierender Bürgermeister, so bliebe immer noch der Mann ganz unvermindert übrig, nicht aber eine durch ein Amt ausgeblutete Folie. „Alles könne man verlieren, wenn man bliebe, was man ist!“ Die tiefgründige Weisheit dieser Erkenntnis wird heute nur noch von den wenigsten überhaupt empfunden, Ernst Reuter demonstriert sie durch sein Beispiel. .

Als ich Ernst Reuter an einem glutheißen Julimittag in seinem Amtszimmer gegenüber saß, nahm dieser gerade ein recht frugales Mahl zu sich, bestehend aus einem Glas Milch und einigen belegten Broten. Die bei meiner Einführung gewahrte äußere Form enthüllte sich hier nicht als Selbstzweck, sondern als eine Art Vehikelfunktion, wie sie für alle Männer des öffentlichen Lebens unerlässlich ist. Aber mein Gesprächspartner selbst gab sich auch diesmal, ebenso wie bei allen früheren Gelegenheiten, ohne die geringste Pose. Desgleichen stand der Meinungsaustausch mit dem so viel beschäftigten Staatsmann nicht unter dem geringsten Zeitdruck. Während der ganzen Unterredung hatte ich das Gefühl unmittelbarer menschlicher und geistiger Gegenwärtigkeit. Wäre jene seltene Mischung von Humor, Ernst, Güte und Angriffslust in der Person Ernst Reuters nicht vorhanden, so hätte man sie für Berlin und die Vollziehung seiner Gewerkschaftsaufgaben geradezu erfinden müssen. Der starke und einfallreiche Humor bewahrt den verantwortlichen Repräsentanten Berlins vor der ungeheuren Gefahr der in solchem Amt und bei einer derartigen Popularität immer möglichen Selbstbespiegelung. Tiefer und sorgenvoller Ernst ließ in unser Gespräch aus gegebenem Anlaß die Bemerkung von der Bösartigkeit jedes Machtmißbrauches einfließen. Einige Tage nach unserer Unterredung offenbarte sich auf dem Platz vor dem Schöneberger Rathaus die ganze vitale Angriffslust des Regierenden Bürgermeisters, als er unter dem frischen Eindruck des unerhörten Menschenraubes, dem *DT. Linse* zum Opfer gefallen war, mit deutlichen Worten betonte, die Geduld der Berliner habe nunmehr ein Ende. Die Güte als schöpferischste Form des Mit-Leids im wörtlichsten Sinne wurde mir deutlich, als sich Ernst Reuter während unseres Gesprächs dem alles beschattenden Hauptthema dieser Tage zuwandte, dem Problem der Auftragsarmut der Berliner Wirtschaft und der chronischen Arbeitslosigkeit. Ernst Reuter weiß um die Zuneigung, die ihm von der Bevölkerung entgegengebracht wird, und er ist stolz darauf, gerade weil die Berliner dank ihrer wesentlichen Eigenschaften niemals Untertanen gewesen sind und auch niemals Untertanen sein werden. Eine verwelkende Popularität ist hier nicht mit Propagandafanfaren zu erneuern; wer sie aber wirklich verdient, braucht keine Reklame für sich selbst.

Vom Regierenden Bürgermeister geführt, lenkt ein Senat der großen Koalition die Geschicke Berlins. Bis zu den Wahlen im Dezember 1950 hätte die Sozialdemokratie in Westberlin allein regieren können. Nach dem 3. Dezember 1950 verlor sie zwar ihre Schlüsselstellung, blieb aber mit 44 vH. aller abgegebenen Stimmen die weitaus stärkste Partei. Nach einem teilweise sehr häßlich ausartenden Kampf um die Gunst der Bevölkerung besannen sich die verantwortlichen und zu einer sachlichen Konzentration drängenden Elemente aller drei im Berliner Abgeordnetenhaus vertretenen Parteien sehr rasch wieder auf die besondere Lage der vom Totalitarismus umklammerten Stadt. Gewiß hätten die bürgerlichen Parteien, die CDU und die FDP, mit wenigen Stimmen Mehrheit das Risiko einer Regierung gegen die SPD eingehen können, was vielleicht unter völlig normalen Verhältnissen die natürlichste Lösung gewesen wäre. Ebenso hätte sich eine Koalition von SPD und CDU gegen die FDP oder allenfalls auch von SPD und FDP gegen die CDU denken lassen. Die große gemeinsame Aufgabe überwand aber bis zum heutigen Tage, trotz aller gelegentlich auftretenden

Krisen, immer wieder die trennenden Momente. Sicher ist die heute bestehende Große Koalition unter ihren derzeitigen technischen und organisatorischen Voraussetzungen nicht gerade ein idealer Dauerzustand. Wäre nicht der Regierende Bürgermeister kraft seiner Persönlichkeit gleichzeitig der Vertrauensmann einer erdrückenden Mehrheit der Bevölkerung, müßte befürchtet werden, daß auch in Berlin die extremen Parteien aus der Abwesenheit einer konstruktiven parlamentarischen Opposition ihren Nutzen ziehen. Hinter der Berliner Großen Koalition steht aber, ganz unabhängig von dem akuten Notstand, eine gestaltende und bewußtseinsprägende geistige Kraft, die den politischen Raum mittlerweile unmerklich zu durchdringen und zu erfüllen beginnt. Diese Kraft ist zumindest eine hoffnungsvolle Verheißung für eine friedlichere und geordnetere Zukunft. Wir Deutschen haben es bisher zu wenig begriffen, daß sich auch das gesunde und natürliche Wechselspiel zwischen Regierung und Opposition auf einer höheren Ebene als Zusammenarbeit aller positiven Kräfte in der Demokratie manifestieren muß. Vielleicht wird eines Tages der Begriff Fairneß, bis heute leider bei uns ein hoffnungsloses Fremdwort, am ehesten in Berlin übersetzt werden können, sobald die Möglichkeit dafür gegeben ist, daß sich diejenigen einmal als sachliche und anständige Gegner gegenüberstellen, die jahrelang eine enge und erprobte Schicksalsgemeinschaft gebildet haben.

Die eindeutige Frontstellung Berlins gegen den molochartigen Sog des Bolschewismus könnte den Außenstehenden leicht zu dem Trugschluß verleiten, daß man hier die Gefahr des Rechtsradikalismus unterschätzt, obwohl diese Gefahr für Deutschland so kurz nach der Katastrophe des Hitler-Regimes zweifellos die beschämendste ist. Wer aber in diesen Tagen in Berlin weilte, konnte sich eines Besseren belehren. Das demokratische Selbstbewußtsein der dortigen Millionen-Bevölkerung ist wachsam nach allen Seiten. Kürzlich wurde in Berlin ein Freiheitsbund gegründet, in dem sich die aktivsten Elemente des früheren Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold zusammengefunden haben. Dieser Freiheitsbund wird, wann immer es je darauf ankommen sollte, nicht mit sich spaßen lassen. Alle Versuche der rechtsradikalen wie der unbelehrbar reaktionären Partei-gruppierungen, in der deutschen Hauptstadt zum Zuge zu kommen und Kristallisationszentren zu bilden, sind ebenso an der Immunität der Bevölkerung wie an ihrer Abwehrbereitschaft gescheitert, obwohl gewisse Berliner Zeitungen solche Splittergrüppchen in einer geradezu albernen Weise hofieren und hochloben möchten. In Berlin hat man nicht etwa um der Katastrophe von 1945 willen die Katastrophe von 1933 leichtfertig vergessen, wie das zumindest in manchen Gebieten der Bundesrepublik' peinlicherweise der Fall ist.

Es lohnt sich also, nicht nur aus Gründen nationalen Prestiges, sondern dem Selbsterhaltungstrieb und unser aller demokratischen Zukunft zuliebe, für dieses Berlin zu tun, was irgend in unsern Kräften steht. Der große und befreiende Gedanke des Mitbestimmungsrechtes der Schaffenden muß gerade in bezug auf Berlin unter dem Gesichtspunkt einer akuten politischen und sittlichen Verpflichtung begriffen werden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß im Wirtschaftsleben jeder noch so zündende Appell an die nationale Solidarität so lange ungehört verhallt, als die nationale Solidarität in einem bestimmten Falle nicht rentabel ist oder zumindest nicht rentabel erscheint. Wir Publizisten müssen uns im wesentlichen darauf beschränken, durch häufige und fleißige Besuche in Berlin, nach unserer Heimkehr in der Bundesrepublik die Panikstimmung der Spießbürger zu verscheuchen, die da meinen, um das arme tapfere Berlin lohne es sich nicht mehr, weil es ja doch eines Tages „abgeschrieben“ werden müsse. Was aber soll dann, Gott sei es geklagt, aus den kostspieligen Aufträgen oder aus

den teuren Rohstoffen werden, die man mit Ach und Krach allenfalls einmal zur Verarbeitung nach Berlin geliefert hat.

Es sei darum nochmals wiederholt, was schon zu Anfang näher begründet wurde: Die Sicherheit des freien Berlin ist gleich relativ oder gleich groß, wie die Sicherheit irgendeines anderen Ortes der Bundesrepublik. Das für den unpolitischen Reisenden oder Geschäftsmann gar nicht in Betracht kommende leichte Gefälle der Sicherheitsfaktoren würde sich ebenfalls ausgleichen, sobald jeder überführte Menschenräuber dem Mörder gleichgestellt wird und für sein schimpfliches Verbrechen lebenslänglich ins Zuchthaus wandert. Vom Sicherheitsstandpunkt aus betrachtet, ist also die Vergebung von Wirtschaftsaufträgen und die Aufnahme engerer Geschäftsbeziehungen mit Berliner Firmen — wobei vor allem an die mittleren und kleineren Betriebe gedacht werden muß — genau so rentabel wie innerhalb der Bundesrepublik.

Aber dieser Hinweis, mag man ihn den verantwortlichen Instanzen noch so oft einhämmern, wird allein nicht genügen. Das kürzlich bekanntgegebene Hilfsprogramm der Bundesregierung ist ein erster wichtiger Schritt, aber auch damit dürfen wir noch lange nicht zufrieden sein. Es müßte ein zusätzlicher Anreiz für die Auftragsvergebung nach Berlin geschaffen werden, und es ist beim besten Willen nicht einzusehen, warum dieses Ziel mit einiger Phantasie nicht erreicht werden sollte. Man schreibe unter allen in Frage kommenden Firmen und Betrieben jährliche oder halbjährliche Wettbewerbe aus: die zehn oder zwanzig, die jeweils mit der Auftragsvergebung an der Spitze liegen, könnten prämiert und stufenweise steuerlich wesentlich begünstigt werden. *In dem Kampf um die wirtschaftliche Förderung und Gesundung Berlins und um die Beseitigung der dortigen Arbeitslosigkeit sollten vor allem die Gewerkschaften die Führung übernehmen. Ein so wichtiges und hohes Ziel ist eine Massenbewegung wert, und wer könnte heute eine derartige Massenbewegung besser, schlagfertiger und erfolgreicher auslösen als der Deutsche Gewerkschaftsbund?* In allen Großbetrieben, in denen die Mitbestimmung bereits funktionierende Tatsache geworden ist, sollten sich Belegschaften und Gewerkschafts-Funktionäre zusammenfinden und unerbittlich darüber wachen, daß Berlin bei jedem nur möglichen Auftrag, bei jeder hierfür nur irgend geeigneten Planung seinen gebührenden Anteil erhält. Spekulationen auf eine Entspannung des Ost-West-Konfliktes oder auf eine Verständigungsbereitschaft der anderen Seite sind in diesem Zusammenhang müßig, denn der gute Wille der Sowjets wird die Arbeitslosen bestimmt nicht von den Straßen eines freiheitsliebenden und demokratischen Berlin wegschaffen. Denken wir darum endlich einmal mit mehr Intensität und Begeisterung als bisher an die Erfüllung einer Pflicht, für die bereits heute ohne Verteidigungsbeitrag und ohne Soldaten die eigenen Kräfte genügen, wenn wir uns nur endlich entschließen, sie anzuspannen und einzusetzen.

KURT SCHUMACHER

Die Teilung Deutschlands ist die größte Stärke der sowjetischen Außenpolitik. Nach Auffassung der Sozialdemokratie ist die Wiedervereinigung Deutschlands dringender und wichtiger für den Frieden und die Konstituierung Europas als jede Form der Integration eines Teiles von Deutschland mit anderen europäischen Ländern.